

Kultur in Berlin

Toxic Lovesongs Blaubart an der Neuköllner Oper

Männer wollen ihre Ruhe, Frauen nerven mit ihrem Redefluss. Das Schweigegebot („nie sollst du mich befragen...“) zieht sich durch die Operngeschichte, das Motiv der Erlösung des sprachlos-verletzten Mannes durch die liebend sich opfernde Frau ebenfalls. Beides kulminiert in der Geschichte von „Herzog Blaubarts Burg“ – Reden ist tödlich, aber Schweigen auch keine Lösung. Die Neugier der Frauen wurde in Charles Perraults Märchen noch angeprangert, bei Jacques Offenbach („Ritter Blaubart“) und Paul Dukas („Ariane et Barbe-bleue“) triumphiert sie. Béla Bartók machte seinen „Blaubart“ zum Spiegel der eigenen Seelenverfassung. Das Werk hat von seiner düsteren, fatalistischen Faszination nichts eingebüßt, doch an der Neuköllner Oper katapultiert es ein Frauenkollektiv – Josefine Göhmann, Magdalena Schnitzer, Daphne Roeder und Anne-Marthe-Kühn – radikal in eine lebbarere Heutigkeit. Im Prolog führt Mike Besuch – fantasievoll „queer“ gewandt – durch das Haus, denn Judith (Göhmann) ist auf Wohnungssuche und bei Blaubart (Enrico Wenzel) mal wieder ein Zimmer frei. Sie bezirzt ihn mit Clara Schumanns „Loreley“. „Nur keinen Bartók“ will Blaubart hören, doch Horia Dumitraches Klarinette improvisiert mit „Besessenheitsmusik“ bereits „ungarisches“ Melos herbei bis dann doch Bartók in atmosphärenreichem Arrangement für Klarinette, Klavier und Electronics von Vitalii Kyianytzia erklingt, bevor die „ermordeten“ Stimmen von Komponistinnen zu Gehör kommen: die klangprächtige Louise Adolpha Le Beau, die feinsinnige Lili Boulanger, Emilie Mayer mit vordergründig idyllischen Klängen, die experimentierfreudige Mel Bonis. „Che si puo fare“ der



Enrico Wenzel und Josefine Göhmann als Blaubart und Judith

Barockmeisterin Barbara Strozzi berührt besonders, wenn Judith und Blaubart sich kurz vor Öffnung der „Tränen-“ und „Todestür“ scheinbar gefunden haben. Zuvor schon hat Kaija Saariahos „Une autre que toi“ Judiths Blick auf Blaubarts Verletzungen gelenkt. Mit kraftvollem Sopran und flexiblem Bass-Bariton sind Göhmann und Wenzel ein Paar auf Augenhöhe – die „Toxic Love Songs“ bezeugen die dringend gebotene Wahrnehmung des Komponistinnenschaffens aller Epochen. Isabel Herzfeld



Geschlossene Gesellschaft. Der Rundfunkchor feiert ein Abendmahl mit Rossinis Wohlklängen: Probe in der MaHalla in Oberschöneweide.

Rossini mal anders „Rote Messe“ in der Schwarzen Halle

Von Christiane Peitz

Es fiept in der alten Industriehalle, leise, sehr hoch, sehr nies. Gijs Leenaars zeigt auf ein Ultraschallgerät, das im Durchgang hängt. Es sendet ein Signal aus, um die Tauben zu vertreiben. Am Vortag hatten sie ihn mit Taubendreck beworfen.

Der Künstlerische Leiter des Rundfunkchors Berlin lässt sich davon nicht die Laune verderben. Was die gut 60 Chorsänger, vier Solisten, ein kleines Musikerensemble und eine Schauspielerin hier gerade proben, in der MaHalla in Oberschöneweide, ist den kleinen Anschiss allemal wert. Die „Rote Messe“, ein szenischer Abend unter anderem mit Musik von Gioachino Rossini und Arnold Schönberg unter Regie von Anna Sophie Mahler, ist nicht das erste theatrale Experiment des Rundfunkchors. Aber eins der aufwändigsten. Und eine Herzensangelegenheit.

Der Plot, ganz grob: Eine Festgemeinschaft verschließt die Augen vor den Krisen der Gegenwart und wird von einem Springteufel aufgemischt. „Am Abendmahl-Tisch sitzt der Chor als *incrowd*, eine Gesellschaft, der es gut geht, mit der opulenten Musik von Rossini“, beschreibt Dirigent Leenaars die Eingangsszene. „Und dann taucht eine Person auf, die das Festmahl stört, wie seinerzeit im Film ‚Das Fest‘ von Thomas Vinterberg.“

Ausgangspunkt für die beiden Konzerte am Samstag und Sonn-

„Rote Messe“

Rundfunkchor Berlin, Sheridan Ensemble, Solisten: R. Rosenfeld, V. Randem, A. Capitellic, O. Cosimo, E. Cordaro. **Regie: Anna Sophie Mahler**, Musikal. Leitung: Gijs Leenaars. Mit Musik von Rossini, Schönberg, Dallapiccola und Carissimi. **25. Mai (20 Uhr), 26. Mai, (17 Uhr)**. MaHalla, Wilhelminenhofstr. 76, Oberschöneweide. Begrenzte Sitzmöglichkeiten. Tickets: www.rundfunkchor-berlin.de

tag war Rossinis bewegend klangschöne, teils wie eine Buffo-Oper anmutende „Petite Messe solennelle“ für Singstimmen, zwei Klaviere und Harmonium. Wir wechseln nach nebenan, in die sogenannte Schwarze Halle. Geschwärzte Backsteinwände, abgehängte Fenster, in der Mitte ein riesiger runder Tisch, an dem der Chor, der Dirigent und sein Assistent Justus Barleben Platz nehmen. Diskret geben die beiden die Einsätze zum zweiten „Kyrie“, ein halbes Dutzend Musiker vom Kammerensemble Sheridan hocken im Tischrund. An der Stirnseite des abgedunkelten Raums steht ein Glitzer-Tannenbaum in XXL, Symbol für die konsumterroristische Seite des Christfests.

Partymeinde mit Störenfried

„Spätestens bei Rossinis eher heiteren Arien denkt man, hoppla, das soll eine Messe sein? Gut gelaunte Musik, dazu essen und trinken? Das können wir heute so nicht stehen lassen“, erläutert Regisseurin Mahler die Szene. Rossinis Wohlklänge wollte sie mit einem Individuum „crashen“ lassen, das nicht in die heile Welt passt. So kommt Schönbergs Melodram „Pierrot Lunaire“ ins Spiel, in Gestalt der sprechenden Schauspielerin Ruth Rosenfeld.

„Der Chor und die Solisten singen Rossini, Belcanto, Bella Italia, alles schwelgt, und dann komme ich und knalle ihnen was anderes

vor“, sagt Rosenfeld, die von der „coolen Mischung“ der „Roten Messe“ angetan ist. Chöre liebt sie sowieso. Schon als Kind sang sie im Chor, jetzt kehrt sie als Pierrot zu ihren Wurzeln zurück, „aber eben als Außenseiter, als Störenfried.“

In der Halle flattern jetzt gleich drei Tauben herum. Vergeblich versucht die Regieassistentin sie vor die Tür zu jagen. Wird schon gut gehen. Die Solisten turnen zum „Laudamus te“ vor dem Tannenbaum herum und verteilen Geschenke, VR-Brillen, wie sich herausstellt. Schnell lässt die Partyrunde sich virtuell einlullen, ergeht sich in imaginären Paartänzen, Umarmungen und Traumwelten, während Pierrot auf dem Tisch Kapriolen schlägt und den Feiernden ins Gewissen redet. Keine einfache Choreographie: Anna Sophie Mahler gibt Anweisungen übers Mikrofon, zum Aufsetzen der Brille, zu Traumgesten und Tanzfiguren.

In den Augen von Gijs Leenaars steht die Rossini-Schönberg-Szene paradigmatisch für die aktuelle Übergangszeit. „Die alte Religion hat abgedankt, unsere Gesellschaft ist sehr säkular, aber gleichzeitig sind wir auf der Suche nach neuen *metaverses*. Elon Musk, Social Media, Künstliche Intelligenz, wir sind sehr empfänglich dafür.“ Für Mahler spiegelt sie nicht zuletzt das aktuelle Lebensgefühl. „Wir wissen, die Katastrophe kommt, aber wir feiern weiter und es gelingt uns nicht, das Ruder herumzureißen.“